

Zeitenfraß

Carolin Summer

Die Welten
erlebens
Akten

[Leseprobe]

erstes Kapitel

[MITTWOCHABEND, 14. MAI 2008, RUE PIERRE SEMARD]

Die Stille im Büro drückte auf die Nerven. Pferchte hastig ausufernde Gedanken zusammen, an denen mein schlechtes Gewissen klebte wie weichgekauter Karamell. Darüber zu lange geschwiegen zu haben. Beichten zu müssen. Angestachelt vom Geräusch umgeblätterter Seiten.

Wahrscheinlich wäre eine Erklärung bitter nötig gewesen. Stattdessen lehnte ich neben dem leeren Wodka Glas am Schreibtisch und beobachtete Jordi. Ein Haufen Frust auf lindgrünen Sofapolstern. Die weißen Sneaker lagen so verloren unter dem Tisch, wie sich seine Fassung zwischen den gelesenen Wortfetzen jener zerfledderten Akte verteilte. Sämtliche Infos, die über die Jahre von Michelo del Ferana an Jean Denuhier geflossen waren, vom Ende der Achtziger bis zu Tag X.

Jener Abend, an dem der Auftragskiller samt Frau und Tochter spurlos verschwunden war. Ein Racheakt der paranormalen Mafia. Für Michelo stand Menschenhandel zur Blutbeschaffung im großen Stil nicht auf der Liste vertretbarer Illegalitäten, also machte er seinen Auftraggebern hinterrücks einen Strich durch die Rechnung. Als Informant für Jean, während er weiterhin seinem fragwürdigen Job nachging. Es funktionierte, sogar eine geraume Weile. Michelos Spionage blieb unentdeckt, Jean Denuhier gab seine Quelle nie preis. Natürlich ging das nicht ewig gut. Sie fanden ihren Verräter, wenn auch Jahre nach der Verurteilung diverser verantwortlicher Blutsauger. Und natürlich statuierten sie ein Exempel.

Übrig blieben ein Haus voller Blut und das Leben seines Sohnes, der hunderte Kilometer entfernt auf Weltreise umhergondelte – und jetzt mit der Ansammlung schriftlich zusammengetragener Fakten über seine Familie vor mir auf dem Sofa hockte.

»Mierda, seit wann hast du den Kram?«

Als ob du das nicht genau weißt.

»Dezember.«

Als er die Akte damals von meinem Schreibtisch fischte, hatte ich gerade noch so dazwischenfunken können.

Mit kritischer Miene widmete er sich wieder den Papieren. Den hellen, kaum verknitterten Seiten am Ende. Ermittlungsergebnisse. Darunter auch der Kram, den er kurz nach dem Verschwinden seiner Eltern mit Jeans Hilfe zusammengetragen hatte. Doch das war längst nicht alles. Es gab Berichte der unwissenden Behörden, entsprechende Beeinflussungen von unserer Seite und jede Menge Zeug von Jeans Solo-Ermittlungstouren. Übersät mit meinen Notizen. Letztendlich war es nicht viel, was an Ergebnissen dabei herunkam. Die paranormale Mafia ließ sich ebenso wenig in die Karten schauen wie ihr menschliches Pendant.

Der Großteil des Balzac-Clans war damals untergetaucht. Verhindert hatte das den Anschlag auf Familie del Ferana nicht. Wir wussten, was Sache war – und konnten nichts davon beweisen. Sämtliche Spuren blieben kalt. Sie verloren sich in Belgien, Luxemburg, der Schweiz und Deutschland. Die meisten von Jean persönlich bis zum Ende verfolgt. Wohl gemerkt nachdem er dafür gesorgt hatte, dass niemand Jordi aufzustöbern vermochte. Wenn er seinen alten Freund schon nicht retten konnte, dann wenigstens sein überlebendes Kind. Und diesen Job verstand er ausgezeichnet. Die Wochen, die sein Schützling bei ihm in dem kleinen Ort nahe Reims verbrachte, genügten, ihn auf gewissem Abstand zu den Mafiakreisen zu halten. Schnell genug, dass keine Infos über seinen Aufenthaltsort die Runde machten. Vor allem hielt Denulier Jordi so von Fehlritten bei eigenen Nachforschungen ab. Ihm die zu verbieten, hätte

ohnehin nichts gebracht, das war dem ehemaligen Ermittler von vornherein klar. Also spielte er schützende Hand und sicherer Hafen zugleich und machte es Jordi ziemlich leicht, ihm zu vertrauen. Dem Gerechtigkeitskämpfer und alten Freund seines Vaters, der nicht darauf aus war, ihn von all dem fernzuhalten, sondern neues Wissen und Details lieferte. Wenn man dem Wolf eines nicht vorwerfen konnte, dann dass er die Aussichtslosigkeit der Situation schöngeredet hätte. Jordi kannte die Erfolgsaussichten, auch ohne Einsicht in die Originaldokumente. Die Taktik ging auf. Gut genug, dass er irgendwann kapitulierte und das Weite suchte, Richtung Japan. Was daraus letztlich geworden war, wussten wir beide zur Genüge.

Team Beta. Die größte Sicherheit, die der Wolf auf Dauer zu bieten hatte. In der Hoffnung, dass Jordi über die Ungewissheit hinwegkam und mit der hässlichen Seite des Schicksals seinen Frieden schloss. Bis vor Kurzem hatte es damit auch gar nicht so schlecht ausgesehen. Immerhin hielten sich die Überreste des Clans seit der Verhaftungswelle weitestgehend von Paris fern. Im Hexenkessel paranormaler Kriminalität mischten sie nicht mehr mit. Hier besaß Gris den Heimvorteil - zumindest gingen alle davon aus. Bis vor sechs Wochen.

Ich war das alles unzählige Male durchgegangen - und ausgerechnet dort auf eine Spur gestoßen, wo ich sie niemals vermutet hätte: während eines illegalen Undercovereinsatzes, in einem Notizbuch voller alter Magie. Ein fragwürdiger Einstellungstest in einer zwielichtigen Bar in Montmartre.

Jordi ließ die Akte wieder sinken. »Du hast das alles überprüft?«

»Inoffiziell, aber ja.«

»Das ganze Zeug, das Jean mir vorenthalten hat, um mir weiszumachen, dass es sich nicht lohnt, in den Richtungen weiterzusehen? Jede verdammte Notiz, jeden verfluchten Anhaltspunkt?« So sehr er seine Stimme zur Ruhe zwang, aus seinen Augen war eindeutig das Gegenteil zu lesen.

»Sicher.« Mein Privatvergnügen. Nur weil unsere alte Garde beschloss, die Sache auf sich beruhen zu lassen, nahm ich den Dreck noch lange nicht hin. Die vernünftigste Lösung? Scheiß auf Vernunft. »Du hättest genau das Gleiche getan. Was hast du erwartet?«

»Dass du wenigstens einmal die Fresse aufbekommst, vielleicht? Aber nein!« Da ertrank die sonst so unerschütterliche Gelassenheit in einem Ozean aus Vorwürfen. »Schon wieder so eine beschissene Solotour mit deiner verfluchten Geheimniskrämerei. Obwohl du mir dein Wort darauf gegeben hast.«

Kein Geschwindel, wenn es um diese Welt ging. Keine Alleingänge. Nicht bei Ermittlungen, vor allem nicht bei denen, die ihn persönlich betrafen.

»Hier geht es verdammte Scheiße nochmal um meine Familie, cabrón!«

Ich bediente mich ein weiteres Mal am Wodka, direkt aus der Flasche. Er hatte ja recht. »Soll ich mir ein paar Rechtfertigungen aus den Fingern ziehen?«

Diplomatie? Fehlanzeige.

Der Ton, den er von sich gab, lag irgendwo zwischen missbilligendem Schnauben und Lachen. »Spar's dir.«

Ich hob nur die Schultern. Wortlosigkeit, für die er mich genauso verfluchte wie für jede falsche Bemerkung.

»Ich kann gut damit leben, dass es mir egal zu sein hat, was du in anderen Universen treibst. Zumindest solange es kein Himmelfahrtskommando ist, das dich mit neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit den Hals kostet.« Den Ordner noch in der Hand stand er auf. »Ich habe mir sogar mal geschworen, den bornierten Menschenscheiß bleiben zu lassen und dir da keinen Strick draus zu drehen. Weil dieses Team die beste Perspektive ist, die ich habe. Die einzige. Nachdem ich bei Jean aufgeschlagen bin und endlich registriert hatte, was in Spanien gelaufen ist, war es die einzig akzeptable Lösung, der unwis-

senden Gesellschaft den Rücken zu kehren. Um Himmels willen niemand Unbeteiligtes in diese Scheiße reinzuziehen, niemanden mit meinem Dreck zu belasten. Mein Leben hat eine Hundertachtziggradwende ins absolute Chaos vollführt, also habe ich sämtliche Brücken abgebrochen. Zu Hause lag eh alles in Trümmern und in England? Zwischen Jurastudenten, Forschungsarbeiten und Polo-Karrieren? Dort habe ich nichts mehr verloren. Für diese Leute bin ich irgendwo auf Weltreise versackt. Klassischer Fall von eingeschlafemem Kontakt. Nachrichten von Freunden mit sporadischen Floskeln abtun oder angeblich vergessen zu antworten. Obwohl wir uns seit Jahren kennen. In der Versenkung verschwinden, zurücklassen, enttäuschen. Dir brauche ich garantiert nicht zu erzählen, wie das ist, oder? Ich lasse mich darüber nicht aus, genauso wenig wie du. Das Gruselige ist, dass mich ausgerechnet das über Wasser hält: hier nicht allein zu sein mit meinen Problemen. Ich will nicht wissen, wo ich ohne Gris versackt wäre. Ohne Jean. Ohne dich. Du brauchst nicht in meinen Gedanken zu stöbern, um zu verstehen, wie es mir geht. Weder beim Familiendrama noch mit der Einsamkeit. Du bist der Einzige, der nicht mit Phrasen und aufbauend gemeintem, aber absolut überflüssigem Optimismus ankam. Oder mir ein sicheres Leben andrehen wollte. Die Zeit heilt keine Wunden. Aber ganz ehrlich: Was das angeht«, er wedelte mit den Papieren, »habe ich dir deutlich mehr Loyalität zugetraut.«

Beide Hände um die Flasche gekrampft, sortierte ich meine Konter von der Zunge. Schlechter Zeitpunkt für Grundsatzdiskussionen. Sollte er gehen. Auch wenn ich ihm gerade einiges an den Kopf werfen mochte. Nichts davon hätte es besser gemacht, geschweige denn, als Entschuldigung getaugt.

In der Tür drehte er sich noch einmal um. »Weißt du was? Dominique hat Recht. Gerade bin ich nicht mehr der gerettete Freund. Ich bin derjenige, der belogen wird.«

Krachend landete die Schnapsflasche auf dem Schreibtisch.

So schnell wie ich verschwand und vor ihm wieder auftauchte, gelang es Jordi nicht auszuweichen. Weder meinem Griff nach der Akte noch dem Hieb magisch geleiteter Energie, der ihn rücklings mit der Tür kollidieren ließ. Heftig genug, dass sie mitsamt meinem Partner gegen die Flurwand krachte und ausreichend Lärm veranstaltete, um für geöffnete Bürotüren und neugierige Blicke unserer Kollegen zu sorgen. Das war so klar.

»Manchmal ist schweigen loyaler als reden«, zischte ich. »Oder zu lügen. Meinetwegen nehme ich beides in Kauf, wenn es dir den Horror erspart, vergeblich irgendwelchen alten Hinweisen nachzurennen, die keinen verdammten Schritt weiterführen. Das kenne ich nämlich auch zur Genüge: ständig mit leeren Händen dazustehen, immer und immer wieder bei null rauszukommen, egal was du anstellst. Nur weil du die Hoffnung hast, doch noch irgendetwas zu erreichen. Aber vergeblich zu hoffen, bringt nichts als Verzweiflung. Und die irgendwann den Wahnsinn.«

Hustend rappelte Jordi sich auf. Die spanische Schimpftirade, die er dabei vor sich hingrollte, war alles andere als jugendfrei. Ich ignorierte das Gefluche genauso wie unsere Zuschauer und schlug übertrieben theatralisch den Ordner auf. Drama stand ohnehin gerade weit oben auf der Tagesordnung.

»Ein leeres Bankschließfach in der Schweiz. Geschmierte, aber unwissende Buchmacher in Belgien. Ein verkommenes Anwesen in Luxemburg ...«

»Gib das gefälligst her!«

Ungerührt suchte ich eine Karteikarte aus dem Papierchaos, an die mit zwei Büroklammern ein Foto geheftet hing. Darauf war das aufgequollene Notizbuch im Leineneinband zu sehen, für das Leonard im Brunnenschacht unter der Stadt sein Leben gelassen hatte.

»Wenn du einen Grund willst, wirklich sauer zu sein, dann bitte: Das hier ist der Anhaltspunkt, dank dem du den Kram überhaupt erst zu Gesicht bekommst. Auf der ersten Seite dieser vermaledeiten magischen Sammlung stand nämlich ein Name.«

Jordis Miene legte einen Turbostart von kritisch über irritiert zu fassungslos in unter einer Sekunde hin, als er die Notiz entgegennahm.

Jacomo Balzac – 1454.

»Balzac?« Wenn Blicke töten könnten, wäre ich auf der Stelle umgekippt. »Beim Officium sitzt seit Wochen eine potentielle Verbündete dieses Blutsauger-Clans in Haft und du hast das die ganze Zeit gewusst?«

Mit ausladender Du-hast-es-erfasst-Geste sparte ich mir die verbale Antwort. Seit der Razzia im Belladonna befand sich die Geschäftsführerin in Gewahrsam. Nach ihren beiden Cousins und Caesar wurde weiter gefahndet.

»Wie bist du da rangekommen?«

»Die Reaktion auf das Buch war mein Eignungstest im Belladonna.«

»Sie hat dir das gezeigt? Wie leichtsinnig ist das bitte?«

»Einkalkuliertes Risiko. Es gab nur drei Varianten: dass mir der Name nichts sagt, dass er der Wink mit dem Zaunpfahl ist, um mich als zukünftigen Privatmagier in Mafiageschäfte involvieren zu können, oder dass sie mich gleich aus dem Weg räumen müssen.«

»Dreist. Wie lange lief der Mist so? Seit Luna in die Sache reingezogen wurde?«

Zur passenden Untermalung schwang die Tür Richtung Eingangshalle auf. Quietschend und auf gewisse Weise ebenso anklagend wie Jordis Blick. Luanna. Ausgerechnet. Noch in schwarzer Trauerrobe, einen Stapel Papiere und Beileidskarten im Arm. Als ob wir nicht schon genug Zuschauer hatten. Flüchtig schauten wir beide zu ihr hinüber und bereuten gleichermaßen, dass sie diesen Streit mitanhören musste.

»Kurz vorher.«

Ein Schlag ins Gesicht. Wortwörtlich. In Form von Jordis Faust, die mich zielsicher unterhalb der Nase traf. Der Schmerz zog hinauf in die Schläfen. Grell und beißend, dass mir Hören und Sehen verging. Dieses Mal landete ich an der Wand, vornübergebeugt, eine Hand

vor den Mund gepresst. Es dauerte, bis ich die roten Tropfen registrierte, die auf dem Dielenboden glänzten. Dunkel und zäh zog das Blut Fäden von meinen Fingern abwärts, dem von Dämonen unübersehbar ähnlicher als dem der Menschen. Mit dem Ärmel wischte ich mir übers Gesicht.

Scheiße.

Das unterdrückte Stöhnen war nicht halb so artikuliert wie der zugehörige Gedanke, was aber auch egal war. In Luannas Protest ging es ohnehin unter.

»Sonst geht's euch aber noch ganz gut?«

Dazu mischten sich ähnlich gelagerte Beschwerden von Mai und Amélie in das Stimmengewirr von Nic, Hélène und einigen anderen. Nur der unterschwellige mentale Kanon bildete eine weitestgehend einheitliche Meinung:

Geschieht dir recht.

Ja, wahrscheinlich.

»Aufhören!«, befahl Luanna.

Jordi rieb sich die schmerzenden Knöchel und sah eher aus, als ob er gerne noch einen Schlag hinterhergesetzt hätte. Ich konnte getrost darauf verzichten.

»Hättest du nicht wenigstens aufs Auge zielen können?«

»Ich fand meinen Schlag eigentlich ganz gut.«

Ohne weiteren Kommentar reichte ich ihm die Unterlagen zurück.

Rote Flecken auf weißer Waschbeckenkeramik und das Pochen an der Wohnungstür, das ich am liebsten überhören wollte. Ich drehte das Wasser auf, spülte erst das Blut davon und dann die Tablette herunter, die auf der Ablage unter dem Spiegel darauf wartete, gegen meine Kopfschmerzen ankämpfen zu dürfen. Immerhin hatte er mir nicht die Nase gebrochen.

Wieder klopfte es, lauter dieses Mal.

Das fleckige Handtuch landete im Wäschekorb. Ein letzter Blick in den Spiegel genügte, um weitere Mühe um Ordnung als über-

flüssig zu deklarieren. Genau wie Luannas Worte, als ich ihr endlich öffnete.

»Gott, du siehst schlimm aus.« Vermutlich meinte sie nicht nur die aufgeplatzte Lippe.

Mit einer resignierenden Geste bat ich sie herein. »Tee?«

Zweifelnd begutachtete sie die Kanne, hob den Deckel an und fühlte nach der Temperatur. »Kommt drauf an, wie lange das Zeug schon zieht.«

»Fünf Minuten. Zweitauguss.« Ich beförderte das Sieb in eine Emailletasse, auf der ein eingepprägter Teebeutel ›Tea Time‹ verkündete.

»Klingt genießbar.«

Also schenkte ich uns Tee ein, während sie es sich auf dem Sofa gemütlich machte.

»Du hättest ihm das nicht verschweigen dürfen.«

»Ach was.« Ich drückte ihr eine der Tassen in die Hand. »Ich habe es schlicht nicht fertiggebracht, ihm einen Haufen papiergewordene Enttäuschung vor die Füße zu klatschen und unnötig neu-alte Hoffnungen zu schüren, während wir versuchen, dem Weltuntergang zuvorzukommen. So leichtsinnig, das in der U-Haft beim Officium rauszuposaunen, war ich auch nicht. Sie hätten den Fall an sich gerissen und wir uns sämtliche Ermittlungen an den Hut stecken können. Mal davon abgesehen, dass jeder Zeitpunkt dafür der falsche ist.«

Einen Moment lang studierte sie die Tiefen des Assam, dann zog sie mich neben sich auf die Couch.

»Ich würde dir keinen Schritt weit mehr trauen, wenn ich mir nicht immer noch einreden könnte, dass du gute Gründe für solchen Scheiß hast.«

»Da bist du nicht die Einzige.«

Sie rammte mir den Ellbogen so fest in die Seite, dass mir Tee auf die Socken spritzte. »Du kannst so furchtbar sein!«

»Danke.«

»Weißt du, was das Schlimmste ist? Genau wegen sowas frage ich mich jetzt, was du mir alles verschwiegen hast. Dabei will ich dir gar nicht misstrauen.«

Ich stellte die Tasse weg. »Frag bitte nicht.« – »Nicht ausgerechnet heute.«

Noch so einen Streit ertrug ich schlichtweg nicht.

»Erzählst du es mir, wenn ich dich irgendwann anders darum bitte?«

Nein.

Als ob es nicht vollkommen gleichgültig war, ob ich sie verlor, weil ich ihr die Wahrheit vorenthielt oder weil ich ihr beichtete, dass ich für den Tod ihres Vaters verantwortlich war.

»Ja.« Kaum dass ich die gewünschte Antwort gab, bereute ich sie. Der Tag war für die Tonne. Müde rutschte ich tiefer in die Polster und schloss die Augen. Ende der Diskussion. Zumindest, wenn es nach mir ging. Was nicht bedeutete, dass sie das Gespräch für beendet erklärte.

»Ist die Chefin wirklich der einzige Anhaltspunkt zur Familie del Ferana?«

Chefin. Dass sie Mademoiselle Balzac noch immer so betitelte, ließ mir sämtliche Haare zu Berge stehen.

»Der einzige neue.«

Auch wenn ich mir von einem Verhör nicht viel versprach. Die Hierarchie unter Vampiren folgt einem komplexen System unterschiedlichster Positionen und Grade. Dass die Geschäftsführung des Belladonna nach wie vor ohne jeglichen Schutz der Familie ausgerechnet in Paris ihrem Business nachgingen, zeugte nicht vom höchsten Rang. Niemand gab auf sie acht oder scherte sich um ihren Erfolg. Auf mich wirkte das Belladonna eher wie ein Überbleibsel des Familienimperiums, von dem der Rest vorzugsweise die Finger ließ.

»Wäre sie den Balzacs irgendwas wert, säße sie längst nicht mehr allein beim Officium. Wenn überhaupt ist sie ein Wegweiser. Aber in

diesen Kreisen stochert man nicht offiziell als Ermittler herum. Es hat nicht umsonst einen Informanten aus ihren eigenen Reihen gebraucht, um sie auffliegen zu lassen.«

»Also noch ein Undercover-Einsatz?«

Dank ihrer entsetzten Stimmlage öffnete ich die Augen doch wieder. »Eher unser Privatvergnügen. Henry hat mir die Akte nur überlassen, weil ich ihm klargemacht habe, dass ich sie mir sonst selbst hole. Dieser Fall ist von Gris längst als Cold Case abgestempelt.«

Genau wie vom Officium.

Nachdenklich neigte sie den Kopf zur Seite. Sie wusste, dass ich die Finger nicht von der Sache lassen würde, ebenso wenig wie Jordi.

»Ich verstehe, dass er es herausfinden muss. Und du darfst ihn das nicht allein durchziehen lassen, hörst du?«

»Hab ich nicht vor.«

Zufrieden nippte sie an ihrem Tee - und verzog das Gesicht. »Das waren definitiv mehr als fünf Minuten.«